

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

164 (17.7.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Clara Viebig

Zu ihrem 70. Geburtstag am 17. Juli

„Probnatur und Lust zum Fabulieren“ — rühmt Goethe seiner Mutter nach; heides Eigenschaften, die wir sehr oft bei rheinischen Künstlerinnen wiederfinden. Eine Meisterin des Fabulierens, des Erzählens, begibt am 17. Juli ihren 70. Geburtstag: Clara Viebig, ein „echtes Kind vom Rhein“.

Geboren wurde sie 1860 in der uralten Kaiserstadt Trier als Tochter eines Regierungsrates. Die Familie überlebte in ihren ersten Kinderjahren nach Düsseldorf. In dieser allen niederrheinischen Lebens, in früher Zeit schon innig der Natur zugewandt, doch auch aufmerksam ins Lebens hineinblickend, teilte Clara sum Mädchen heran. Früh starb der Vater. Eine kurze Zeit bei Verwandten in Polen weitete ihren Gesichtskreis durch die Verpflanzung in eine andere Welt. Dann ging sie nach Berlin. Sängerin wollte Clara werden. Ihre hervorragende musikalische Begabung schenkte sie hierzu zu bestimmen. Aber immer mächtiger und mächtiger regte sich in ihr der Drang, Geistes und Geistes dichterisch zu gestalten. 1896 vermählte sie sich mit einem Kaufmann, und lebt seitdem, eifrigem Schaffen hinneigend, in Berlin, das ihr zur zweiten Heimat geworden ist.

Die literarische Bühne betrat sie 1897 mit ihrem Novellenband „Kinder der Eifel“. Es war ausnahmslos ein großer Erfolg. Hier zeigte sich vor allem die Vorzüge der Dichterin: starke realistische Kraft, die vor dem Darstellen der Wirklichkeit nicht zurückweicht, nichts lindert und nichts verweilt; packende Stoffe, die jedoch niemals Selbstweid werden, feiner Sinn für aktuelle Fragen und liebesvolles Verständnis für soziale Probleme. Und dabei gelinder Humor und eine bildhafte Sprache, die uns in ihrer Natürlichkeit und Kraft sofort gelangen nimmt.

Auch reichte sie an Buch, und jedes wurde mit Freude und Begeisterung empfangen. Den „Reinlandsdichtern“ folgte „Das Weidwerk“, in welchem sie den heissen Stoff mit künstlerischer Würde meisterte. Dann schenkte sie uns „Das tägliche Brot“, „Die Nacht am Rhein“, in welchem Roman meisterhaft das Wesen des preußischen Einflusses um die Mitte des 19. Jahrhunderts in den Rheinländern geschildert wird, und durch welchen auch der durch den damaligen aufkommenden revolutionären Ideen weht. Ein weiteres Meisterwerk ist „Das Kreuz im Bann“. Hier ist die Landschaft der eigentümlichen Held, der mit Liebe und einer an Stifter gemahnenden Kleinmalerei geschildert wird. Hier werden wir durch ein Dichtergenie Mitarbeiter der verborgenen Schönheiten dieses weltabgeschiedenen, eigenartigen düsteren Landstriches.

Auch auf dem Gebiet des psychologischen Romans hat Clara Viebig uns Wertvolles gegeben. Nach dem „Schlafenden“ kam „Abiolo“, das wieder ihre Kraft im Aufbau einer Handlung zeigt. In „Einer Mutter Sohn“ behandelt sie das Problem des aus seinem Willen herausgerissenen angenehmen Kindes, das den Mächten der erblichen Vererbung trotz aller Liebe seiner Wahlmutter zu unterliegen bestimmt ist.

Unter ihren letzten Büchern ist ein Roman, der ganz besonders ans Herz greift: „Passion“. Hier wird ein Bild unverwundlichen Lebens entrollt, das in seiner schlichten Alltäglichkeit doppelt groß und erschütternd wirkt. Das Leben der armen kleinen Eva, die die Sünden der Väter so kläglich büßen muß, bis ihr nichts mehr übrig bleibt als Flucht in den erlösenden Tod. Das ist ein Bild Leben, geschildert durch das Temperament einer Künstlerin mit einem mütterlichen, sozial empfindenden Herzen. Und darum sind Clara Viebig's Bücher, über ihren rein künstlerischen Wert hinaus, auch für die Menschheit des Arbeiters von so großer Bedeutung. Clara Viebig's Leben umspannt Jahrzehnte, in denen sich allerhöchste Erlebensbedingungen des gesamten sozialen Gefühls vollzogen haben.

Das Ende

Von Kurt Offenburg

(Schluß)

Hermann Hellpung am Kopfende des langen grünen Tisches im dunkel getönten Sitzungssaal spricht vor zwanzig Rednern. In aller Stille zusammengerufen, sitzen sie da, noch Erregung um den Mund, die Stirne umhüllt von Sorge über jeden Gehörten. Wie oftmals waren sie hier in diesem Saal, die Hände gekümmert mit den Symbolen der Schiffahrt — und immer sah da oben im Präsidentenstuhl der unermüdete Mann mit der leise verhöhlerten Stimme, dirigierte Aufsichtsratsitzungen nach seinem Willen: zum Besten des Ganzen.

„Meine Herren! Zwei Ereignisse habe ich Ihnen mitzuteilen, beide entscheidend für unser Vaterland. Das erste wissen Sie bereits, lösen es mit eigenen Augen: wir haben Aufstand in unserer Stadt. Was ist zu tun? Mir scheint, das Wichtigste bleibt und ich hoffe Sie, Blick in die Runde, „einer Auffassung mit mir: für Nahrungsmittel zu sorgen. So rasch wie möglich. Ein Volk, das hungert ist zum Aufruhr fähig. Was wir bis heute erleben ist keine Revolution — nur eine Hungerrevolte. Wir haben die Aufgabe, sie zu isolieren — das heißt wir müssen Lebensmittel herbeischaffen, um einer Hungersnot zu wehren.“

Von der Straße herauf brandete Tumult; nur dumpf rollte er bis in die Mitte dieses Saales.

Wir verließen schlammiges Anland, indem wir sofort verlassene Schiffe von der Marinekammer frei zu bekommen. Sie blieben unter Dampf und haben sofort Kurs nach Schweden und Norwegen zu nehmen, Milch, Butter, Fleisch, Mehl zu laden und umgehend zurückzufahren. Ich sehe ungläubige Gesichter und glaube Ihnen Einwand zu kennen, meine Herren. Sie wollen sagen: Wer fährt die Schiffe, löst die Ladung, die herinkommt? Ich sehe die Bedingung meines Planes voraus. Einzelheiten sind Nebenache in dieser Stunde, vergeuden wir keine Zeit mit Einwänden. Sie sind einverstanden? Sie sind einig? Ich danke Ihnen. Mehr wollte ich für heute nicht.

Ich berufe für morgen vormittag eine gemeinsame Sitzung mit dem Arbeiter- und Soldatenrat ein. Als Vertreter unseres Stadtstaates bitte ich Herrn Senator Spilling. Die Räte werden sich der dringenden Notwendigkeit nicht verschließen können, Nahrungsmittel herbeischaffen. In einigen Tagen wird die Stadt, etwas später das Reich mehr Brot, Fleisch und Fett haben als die Reichsregierung bisher beschaffen konnte. Ich habe die feste Zuversicht, meine Herren, wir können dem Vaterland dienen.“ Ohne ein Wort des Einwandes, nur mandmal mit einem zustimmenden Nicken oder einem fragenden Blick saßen die zwanzig Redner und Hellpung's Generaldirektor laufend um ihn. Er sah keine Zeit für Fragen, entfaltete ein Telegramm:

„Meine Herren, ich fühle die Verantwortlichkeit Ihnen, die seit Jahrzehnten fest oder inniger mit mir verbunden sind, zu lösen: Anton Linertin als Mittelsmann der Regierung drachtete mir dieses;

Bücher im Selbstkostenverlag

Das Stelldichein der Dilettanten

Von Hans Ratonel.

Hundert Zugänge und Pforten zum Lebendigen gibt es. Es ist vielleicht ein Fehler, daß wir in der Literatur und in sonstigen Kunstleistungen ausschließlich das Gelungene betrachten und zerkübeln, um Erkenntnis und Anschauungen zu schaffen. Wir lesen Bücher, sehen Bilder und Theateraufführungen, die schon ein Mindestmaß von Ansprüchen garantieren.

Nun haben wir uns hier etwas ganz anderes, etwas Paradoxes vorgenommen. Wir wollen eine künstlerische Produktion, die völlig abseits aller Kritik, untrübselig, wenn möglich liebesvoll betrachtet. Auch der Dilettant hat das Gefühl eines Menschen, er hat einen Mund und ein Herz, jener nicht von diesem über, und auch sein nährliches Gestammel ist Auslage des Menschlichen.

Vor mir liegt ein Stoß seltsamer Bücher — Bücher ist vielleicht ein wenig zu viel gesagt. Es sind als Buch gebundene und edierte Gesichten — denn ihr sie, diese limitierten Schulheiligen im blauen Umhang? — die sich beinahe wie durch ein Versehen aus der privaten Aufzeichnung in den öffentlichen Druck verirrt haben. Derselbe trübselige Druck, das ist wiederum beinahe wieder gesagt. Denn diese während einmal Bücher, die alle ein und demselben Verlag dem einsamen und größten Selbstkostenverlag Deutschlands, entstammen, haben, wie wohl sie erschienen sind, nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Es sind gewissermaßen heimliche Geburten des Schrifttums, nur von der Deutschen Bücherzeit, der nichts entgeht, registriert, von niemand gelesen als vom Autor, von niemand betrachtet, als jetzt von mir, von niemand gekauft, bei keinem Sortimentierer erhältlich. Was wir hier tun, ist eine Indiskretion: wir belauschen das Stelldichein der dachtenden Dilettanten. Das Dunkel der Schulabende öffnet sich. Rollen doch sehen, ob sich dabei nicht ein bißchen Seele entlüftet.

Da der Selbstkostenverlag für eine Bedürfnisbefriedigung ist, nämlich: dem Dilettanten die Freude des Gebrauchens zu verschaffen — was wäre da groß gegen ihr vorzubringen, moralisch oder sonstwie? Der Dilettantismus ist nun einmal da, und der Selbstkostenverleger nimmt sich der Leute an, deren sich keiner annimmt. Das kostet natürlich Geld; das hat keine feste Taxen, wie ein Begräbnis oder eine andere Zeremonie. Der Selbstkostenverleger verleiht dem Dilettanten ein Druckzeugnis erster Klasse, welche eine Tragikomödie! Einer glaubt, er kommt aus Licht der Öffentlichkeit und er wird auf dem Friedhof der Maturatur still beigelegt. Der Verleger vermittelt zwar keinen Wert, aber eine Illusion. Und auch Illusionen haben ihren Preis. Der Kaufmann verkauft Kaffee und Heringsware, der Selbstkostenverleger Illusionen. Wenn er den Druck des Wertes verweigert, weil es nichts taugt, würde er dem Dilettanten seinen Dienst erweisen. Er erwirbt dem Dilettanten einen, indem er so tat, als ob das Werk etwas taugte und wert wäre, der Öffentlichkeit mitgeteilt zu werden. Der Selbstkostenverleger ist eine — nicht gerade moralische Anstalt — zur Befriedigung armenleichen Ehrgeizes und kleiner Einbildungen und Eitelkeiten. Wir wollen hier nicht unterfragen, ob die Tare, die der Selbstkostenverleger dem dilettierenden Neuling abnimmt, zu teuer ist oder nicht. Seine Eitelkeit und Selbsttäuschung bezahlt man immer zu teuer.

Ist es denn so läß, gedruckt zu werden? Wie denkt die Psychoanalyse über die Untergründe dieser Befriedigung? Wilhelm Bulsch,

dessen Humor zumindest so tief leuchtet wie die Psychoanalyse, laßt darüber:

„Wie wohl ist dem, der dann und wann, sich etwas Schönes dichten kann.“ Und was dann weiter in dem ersten Kapitel des „Baldwin Büchmann“ des verdrängten Dichters, (der bestimmt ein Autor des Selbstkostenverlages gemorden wäre, wenn es den damals schon gegeben hätte) dargestellt wird, ist eine vollkommene Fabel des Dilettantismus: da ist der Dilettant, die schmale Welt zu idealisieren, sich anderen mitzuteilen und auf dem Wege der geistigen Fortpflanzung ein Stückchen Ewigkeit zu erlangen. Die Psychoanalyse würde von einer Selbstbefriedigung der Persönlichkeit sprechen, die sich gegen das Vergehen wehrt.

Dem Dilettanten geschieht in einem Punkt, nämlich ein Herzpunkt, immer unrecht. Er ist im Seelischen dem Dichter verwandt, zumindest ähnlich. Er ist möglicherweise sogar echter als dieser. Aber sobald er zu formen beginnt, wird das Echte unecht und lächerlich; es verschwindet hinter einer unfreiwilligen Komik. Das ist seine Tragik: daß er bei größerer Echtheit, als der Dilettant sie besitzt, dem Gelächter ausgesetzt ist. Nicht jeder Berufschriftsteller geht mit so leidenschaftlicher Hingabe an sein Werk wie Squenz, der Zimmermann, Schnod, der Schreiner und Zettel, der Weber, in Shakespeares „Sommertraum“. Es gibt ausgezeichnete Schauspielere, die bei ihren erschlitternden Leistungen an nichts anderes denken als an die Gage, oder ob sie den Abend mit der Freundin verbringen. Schnod, Squenz und Zettel sind mit letzter Hingabe bei ihrem Spiel — aber mit welchem Erfolg! Der Zuschauer plant vor Laufen über die ehrlichen Gefühle von Liebhabern.

In der Literatur verlammen sich Squenz, der Zimmermann, Schnod, der Schreiner, und Zettel, der Weber, beim Selbstkostenverleger. Glücklicher Mann, der eine solche Platanenallee für verknitterte Dichtlinge sein eigen nennt! Er benötigt keine Bekanntheit, er braucht keine Honorare zu zahlen — im Gegenteil: bei Ausübung des Einheitsgewerbes erhält er ein hübsches Stämmchen. Er braucht keine Maßstäbe abzuhalten; er könnte es nicht einmal, denn er liest die Werke kaum, die er verlegt; er läßt sie in einer Auflage von lausdiz vielen Tausenden drucken, und wenn die Auflage gedruckt ist, überläßt er dem glücklichsten Verleger ein paar hundert Exemplare für die Verwandt- und Bekanntheit, und damit ist seine verlegerische Aufgabe erledigt. Ankosten des Vertriebs, der Propaganda gibt es nicht und in der Maturatur endet die kleine Restauflage.

Der Optimismus der Dilettanten, die ihr Werk mit einem ausführlichen Prolog „der Öffentlichkeit übergeben“, ist arenales und rührend. Dem wirklichen Zustand nähert sich wohl jener Dilettant, der seinem Vertriebsbüchsen die Widmung voranstellt: „Ich lege dieses Buch in die Hände meiner lieben Mutter.“

Das tollste Wortwort, das ich je gefunden habe, ein wahres Gegenstück zum Kuppelprolog im „Sommertraum“, hat H. B. in seinem Buch „Freud und Leid aus der Jugendzeit“ mitgegeben:

Des Büchleins Wunsch

Als erstes heute zu dir sprich
ein kleines Büchlein: „Liebe mich“,
halt frei mich von allen Fesseln;
ich will nur Freude dir erweisen,
unterlaß das Grausame verborgen,
es macht meinem Erzeuger nur Sorgen;
doch müßt du ihm stets dankbar sein,
dann führ mich empfehlend bei anderen ein.

„Zentrum und Sozialdemokratie hat dringenden Wunsch, daß Sie Friedensverhandlungen führen sollen.“ Man weiß niemand, der internationale Geltung hat gleich Ihnen.“ Meine Herren, ich gönne jedem anderen lieber diese unandbare Aufgabe, aber ich kenne nicht.

Hellpung schwieg, erinnerte sich seiner letzten Unterredung mit dem Kaiser, der jetzt abgedankt und geflohen ist. „Auf morgen Vormittag, meine Herren. Sie entschuldigen mich. Arbeit. Sie werden begreifen.“

Er verabschiedete sich, ging begleitet von einigen Herren die breite Treppe hinauf. Vor dem hohen hellen Sandsteingebäude, dessen Erdbeile symbolisierende Steinfiguren von Nebel umhüllt waren, wartete die Autos mit abgehenden Dichtern. Er bestieg seinen Wagen und fuhr in die Wohnzone.

Verstört tritt ihm der Diener am Gartenvorhof entgegen. Am Nachmittag sind Arbeiter und Soldaten in das Haus eingedrungen, haben nach Hellpung verlangt.

„Ich lasse, der gnädige Herr sei gestern nach Lübeck gereist. Immer haben sie gerufen „Her mit dem ungekrönten König“. Rawohl, gnädiger Herr. Der Gärtner telefonierte nach der Postzeit. Eine Matrojenpatrouille hat die Bonbitten abgeholt.“

Hellpung dankt dem Diener, geht in sein Arbeitszimmer. Lächelt er nicht?

Er sitzt am Schreibtisch, untätig, sinnlos: Ich sah das Analid kommen, konnte es nicht aufhalten. Man glaubt an die eigenen Kräfte. Gläubig langsam und mühsam Einfluß gewonnen zu haben. . . . Mit aller Vorsicht ein wenig Menschenwärme in den kalten Schwindel getragen zu haben, der um den Kaiser war. Nur die geringste notwendige Wahrheit, und er schüttelte sich und ging. . . . Und auf der anderen Seite? . . . Da kommen sie und brüllen „Ungekrönter König!“ Ein armliebiges Königtum. Beides dahin: meine Flotte und die Kraft, um neu zu bauen. . . .

Das Telefon. „Was sagen Sie Bollermann? Der Senator sei in Berlin? . . . Wen Sie für ihn bestellen sollen? . . . Ach so, wegen morgen — mit dem Arbeiter- und Soldatenrat. . . . An nicht, werde mich bestimmen. Gebe Bescheid. Wiederleben.“

Auch das muß getan werden: Arbeiter- und Soldatenrat. Eine neue Zeit. . . . Und die Flotte neu bauen. Biereinhalb Millionen Tonnen. Wann, in welcher Zeit? Wieder von vorne beginnen? Bin ich noch fünfundsiebzig? Ist Deutschland noch das alte? Das Volk: Bürgertum, Arbeiterschaft — abgedröhren in diesem zweifolten Finis. . . . Werde ich es schaffen? Waffenstillstand. . . . Und der Friedensvertrag. . . . Schwer wird es sein. . . . Ganz von vorne anfangen. . . . Morgen nacht müssen die Schiffe nach Norwegen und Schweden. . . . Ich bin müde. . . . Bielleicht kann man schlafen. . . .

Er nimmt aus dem Schreibtisch wie seit Jahr und Tag das Schlafmittel. Heute etwas mehr — er füllt sich übermüht. Mühschlafen, morgen frisch sein, schwerer Tag. . . . Ob alles so kommen müßte? . . . Was geschieht, ist notwendig. . . . Aber muß ich dabei sein? Ich bin müde. . . . Mein Rat galt nichts. . . . Und konnte meine Engländer, meine Amerikaner. . . .

Seine Gedanken umspielen lange, witz durcheinander: U-Boot, den Admiral, der in böser Verfassung Hellpung's Warnung löcher-

lich machte; die klobigen Kerle vom Verband, die den stachelten. . . . Immer wiederholter schmelzen Einzelheiten zu einem Gansen, einem verhängnisvoll Gefährlichen zusammen. . . . Gerade verließ der Weg von 1916 bis zu diesem Novembertag 1918.

Dann wieder: Waffenstillstand. . . . Linertin's Telegramm. . . . Linertin? Gerade er, der Mittelsmann, an ihn, den längst Entschloßen. . . . Auch Linertin war taub, damals mit den Arbeitern, die er aus Belgien holen ließ. . . . Wie verachtete er Hellpung's Bedenken. . . . Jetzt muß die Rechnung bezahlt werden. . . . Immer qualender in überscharfer Deutlichkeit werden die Bilder. An Schlaf ist nicht zu denken. Was bleibt noch zu retten? . . . Am besten ist Schlaf, ist Verlassen — für wenige Stunden. Noch ein Pulver, etwas stärker als sonst. . . .

Seit vier Stunden stehen zwei Kerle an Hellpung's Bett. Der Privatsekretär, wie allmorgendlich, wartete seit sieben. Da kam der Diener: „Der gnädige Herr schläft noch, schläft fest. Gibt keine Antwort, ich rief ihm dreimal. . . . Ich werde einem Arzt telefonieren.“

Gleich ist es Mittag. Der Puls wird schwächer. „Ich fürchte, Herr Kollege, ich fürchte. . . . Kampfer und Sauerstoff. . . .“

„Das Herz. . . . noch wenige Minuten.“ Der Arzt beugt sich herab auf die Brust, der andere hält den Puls. Fast zu gleicher Zeit wie der eine sich aufrichtet, legt der andere die Hände des Patienten ineinander. „Exitus.“

„Ja, leider exitus.“ So starb Hermann Hellpung, deutscher Großkreditor und ungelannter Freund des Volkes, größte Schöpferkraft des alten Deutschland und tragischer Prophet ohne Wirkung. Starb am Mittag jenes 9. November, in der gleichen Stunde, da in der Reichshauptstadt die Deutsche Republik ausgerufen wurde.